

values of world governance in pursuit of a better world“ (S. 142). Gerade durch Letzteres, die Arbeit für eine bessere Welt, hätten sie versucht, ihre doppelte Aufgabe miteinander in Einklang zu bringen. Die Konferenzen der UNESCO hätten zweitens den sowjetischen Experten ermöglicht, zu „active citizens belonging to international communities“ (S. 203) zu werden. Drittens habe die UNESCO aber auch auf interessierte Bürger innerhalb der UdSSR Einfluss genommen durch ihre Zeitschrift UNESCO Courier, welche als „a window open on the world“ fungiert habe. In Form von Leserbriefen hätten sowjetische Bürger an globalen Themen partizipiert und seien in gewisser Weise zu „world civic“ (S. 230) geworden.

Am Ende des Buches findet sich ein Ausblick auf die 1980er Jahre mit der weiteren Öffnung der UdSSR unter Gorbatschow, der bis in die Gegenwart reicht. Aber gerade dies wirft die Frage nach der Zwischenetappe der 1970er Jahre auf. Dennoch ist Louis Howard Porters Studie insgesamt eine anregende und einen anderen Blick eröffnende Lektüre.

---

*Erik Linstrum, Age of Emergency. Living with Violence at the End of the British Empire. Oxford, Oxford University Press 2023. 328 S., Abb., £ 26,99.*

// DOI 10.1515/hzhz-2025-1108

---

Benedikt Stuchtey, Marburg

Der Ausnahmezustand („emergency“) wurde im britischen Empire ausgerufen, wenn die koloniale Herrschaft außer Kontrolle geriet. Gegen Ende des Empire, im Zeichen der Dekolonisation, häuften sich die Krisen so sehr, dass Erik Linstrum in seinem neuen Buch von einem Zeitalter des Ausnahmezustands spricht. Man könnte auch von einer Fortsetzung des Krieges sprechen, auch wenn Großbritannien nicht mehr unmittelbar bedroht war. Doch kurz nachdem die Kolonialmacht Indien verlassen und den Subkontinent seiner Teilung überlassen hatte, befand sie sich in Dekolonisationskriegen mit Malaysia (1948–1960), Kenia (1952–1960) und Zypern (1955–1959), den drei Schauplätzen, denen sich das Buch widmet. Es handelt sich nicht um eine „Nachkriegsgeschichte“, denn der Krieg ging an anderen Schauplätzen weiter.

Im Gegensatz zu älteren Darstellungen, denen zufolge sich das Empire geordnet zurückgezogen und extrem gewalttätige Auseinandersetzungen wie die Frankreichs in Algerien vermieden habe, und zu jüngeren Darstellungen, denen zufolge

es zwar extreme Gewalt gegeben habe, die Informationen darüber aber erfolgreich unterdrückt worden seien, rückt Linstrum die Auseinandersetzung in der Metropole mit den drei Kolonialkriegen in den Mittelpunkt. In einer Zeit, in der große Teile der britischen Gesellschaft noch eine nostalgische Vorstellung vom Kolonialismus hatten, lagen Verklärung und Verdrängung nur allzu nahe. Auf den Widerstand in Malaysia, Kenia und Zypern reagierte die britische Führung mit aller Härte. Folter, Massenexekutionen und Hinrichtungen waren an der Tagesordnung. Allein der kenianische Konflikt kostete mindestens 35 000 Menschen das Leben, vermutlich aber weit mehr. Die koloniale Unmenschlichkeit und Grausamkeit blieb in allen Fällen kein Geheimnis.

Die Öffentlichkeit in der Heimat aber, so die These dieses Buches, verhielt sich gleichgültig oder arrangierte sich mit den Gewaltschilderungen aus den Kolonien, wie sie in Soldatenbriefen oder Missionarsberichten nach Großbritannien gelangten, oder sie ästhetisierte und legitimierte die Gewalt teilweise oder bezweifelte den Wahrheitsgehalt von Presse- und Fernsehdokumentationen. Viele britische Zeitgenossen empfanden einerseits die Kolonialkriege als gerechtfertigt, andererseits die alltägliche Brutalität fern der Heimat als Mittel, sich Respekt zu verschaffen. Die Angst vor der Demütigung durch die ehemals beherrschten Länder hatte auch die Hilfsorganisationen befallen, die sich lieber auf ihre politische Neutralität beriefen.

Indem das Wissen um die Gräueltaten aus der kolonialen Distanz in die heimische Nähe rückte, spaltete es aber auch die britische Öffentlichkeit. So positionierte sich die anglikanische Kirche auch nach dem Zweiten Weltkrieg traditionell proimperial, nicht zuletzt, weil sie sich davon ein Bollwerk gegen den Kommunismus versprach. Der linke Aktivismus, etwa im Umfeld von Tony Benn in der Labour Party, prangerte dagegen die Gewalt von Militär und Kolonialpolizei an und organisierte Antikriegsdemonstrationen in London. Allerdings bestand diese Bewegung nicht nur überwiegend aus weißen Aktivisten, sondern nahm auch eine unkritische Haltung zur Suez-Krise ein, was ihr viel Kritik von in Großbritannien lebenden malay-sischen und kenianischen Antiimperialisten einbrachte.

Der Rassismus, so Linstrum in seiner klug argumentierenden und forschungsnahen Studie, machte nirgendwo Halt. Seine Gliederung in Gewalterfahrung (Kapitel 1), Gewaltrechtfertigung (Kapitel 2) und Gewaltleben (Kapitel 3) folgt der Logik der drei beschriebenen, sich überlappenden Kolonialkriege, die immer wieder, und damit eher sekundär zum Ort ihres Geschehens, Auseinandersetzungen mit der „legacy of violence“ (Caroline Elkins, 2022) erforderten. Noch während des Irakkrieges

(2003–2011) wurden die berüchtigten Fotos britischer Militärs im Folterskandal von Abu Ghuraib mit der Kontinuität der Invasion von Zypern bis zum Irak kommentiert. Die oft gebrauchte Formulierung „The Empire comes home“ erhält so eine neue Bedeutung. Sie folgt der Forderung der längst etablierten *New Imperial History*, dass weder Kolonisierung noch Dekolonisierung in „geistiger Abwesenheit“, wie John Robert Seeley 1882 formulierte, sondern in vollem Bewusstsein stattfanden.

Mit der Gewalt zu leben, wie es im Untertitel heißt, hatten aber in erster Linie die Kolonisierten. Doch um sie geht es in diesem Buch nicht. Ihre Stimmen zu hören und sie mit dem Tribut in Verbindung zu bringen, den diejenigen zahlten, die nur Empfänger der Nachrichten über die Kolonialkriege waren, hätte eine zentrale Echokammer eröffnet. Warum Erik Linstrum sie nicht genutzt hat, bleibt offen. Der methodische Gewinn, die *New Imperial History* auf diese Weise stärker in der Geschichte der Dekolonisation zu verankern und „Metropole“ und „Peripherie“ auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einander näher zu bringen, muss also noch auf sich warten lassen.

---

*Jane Freeland, Feminist Transformations and Domestic Violence Activism in Divided Berlin, 1968–2002.* (British Academy Monographs.) Oxford, Oxford University Press 2022. 240 S., Abb., £ 75,- / open access.

// DOI 10.1515/hzhz-2025-1109

---

Carina Gabriel-Kinz, Kassel

Jane Freelands Monografie eröffnet ein wichtiges neues Forschungsfeld zur Geschichte von häuslicher Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Zwar ist dieses Thema medial durchaus präsent, doch wurde ihm in der zeithistorischen Forschung bislang nur wenig Aufmerksamkeit zuteil. Die Autorin widmet sich diesem Desiderat mit einer umfassenden geschichtswissenschaftlichen Analyse, die sowohl die Bundesrepublik und die DDR als auch das wiedervereinigte Deutschland in Augenschein nimmt. Indem Freeland hierbei feministische Theorie mit der Betrachtung von politischen Entwicklungen und gesellschaftlichen Transformationen in Ost- und West-Berlin verbindet, ermöglicht sie eine multidimensionale Perspektive auf feministischen Aktivismus und seine historischen Bedingungen. Im Fokus steht mithin die Frage, welche langfristigen Auswirkungen der feministische Aktivismus seit den späten 1960er Jahren auf den gesellschaftlichen Umgang mit häuslicher Ge-